

## VI. Warum brauchen wir mehr unterschiedliche Stimmen?

---

Wer ich bin, prägt meinen Kanon. Dadurch wird bestimmt, was ich lese, warum ich lese, wie ich lese und was ich beim Lesen erlebe. Doch die Angst der Wissenschaftler\*innen vor Anachronismen und ihr Wunsch, die Gegenstände ihrer Forschung zu schützen, führen zu einer Wissenschaftspraxis, die mich nur als Akademikerin und nicht als Muslima willkommen heißt.<sup>1</sup>

Im englischsprachigen Raum und in der englischsprachigen Mediävistik ist einiges los, und das schon seit Jahren. Es sind vor allem die gesellschaftlichen Diskussionen und Auseinandersetzungen rund um das, was im Englischen viel selbstverständlicher als im Deutschen ›race‹ (also ›Rasse‹) heißt und heißen darf, die nicht nur in einer breiten Öffentlichkeit, sondern auch an den Universitäten heftige Debatten ausgelöst

---

1 »Who I am shapes my canon. It determines what I read, why I read, how I read, and what I experience while reading. And yet, scholars' fears of anachronism, their desires to protect objects of study yield criticism that welcomes me only as an academic, not as a Muslim.« (Shokoofeh Rajabzadeh: *The Depoliticized Saracen and Muslim Erasure*, S. 2).

haben.<sup>2</sup> Fragen danach, wer integriert und wer ausgeschlossen wird, wer bevorzugt und benachteiligt wird, wer Ressourcen hat oder erhält und wer arm an Ressourcen ist – all diese Fragen, die gerade in den US-amerikanischen Diskussionen mit großer Schärfe, aber auch großer intellektueller Kraft geführt werden, betreffen auch die Universitäten und die universitären Fächer, also auch die Mittelalterforschung.

## Rassismus und Nationalismus

Thematische Ansatzpunkte mit Blick auf die Mittelalterforschung gibt es einige; nicht alle diese Ansatzpunkte sind auch für den deutschsprachigen Raum relevant, aber einige sind es. Da wäre etwa die problematische These, dass es Rassismus erst mit der neuzeitlichen Definition von Rassismus geben kann. Mit dieser These sorgt man dafür, dass für das Mittelalter überhaupt nicht von Rassismus gesprochen werden kann und darf, sodass – gut romantisch gedacht – das Mittelalter als ein nichtrassistisches Zeitalter geschützt und ›rein‹ gehalten wird. Da wäre aber auch die Konzeption des mittelalterlichen Europa als ein christliches Europa, was etwa dann problematisch wird, wenn die Bedeutung des jüdischen Lebens und auch die Verfolgung der Jüdinnen und Juden nicht oder kaum beachtet werden. Problematisch ist es auch, wenn Mediävist\*innen bei der Beschäftigung mit mittelalterlichen Erzählungen, die von Auseinandersetzungen handeln zwischen Christen und Christinnen auf der einen und Muslimen und Muslimas auf der anderen Seite, gerade die christliche Position einnehmen, die schon die mittelalterlichen Texte eingenommen haben. Die Mittelalter, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurden, parallel zur Ausbildung und Etablierung der Nationalstaaten, wie wir sie bis heute kennen, waren ja immer auch nationale Mittelalter, die dazu beitragen sollten, eine nationale Identität zu schaffen. Drei Historiker erklären das in einem jüngeren Aufsatz anhand ihres Fachs folgendermaßen:

---

2 Der wichtigste jüngere Beitrag zu dieser Diskussion stammt von Geraldine Heng: *The Invention of Race*.

Die Entstehung der mittelalterlichen Geschichte als akademische Disziplin im frühen neunzehnten Jahrhundert war untrennbar mit den ›nationalen Projekten‹ in Europa verbunden. Aus der Perspektive derjenigen, die die Integrität des entstehenden Nationalstaates verteidigen wollten, bestand eine wichtige Aufgabe der Geschichte darin, die Grundlage für die Legitimität einer Nation zu schaffen, indem sie eine Erzählung über ihr ehrwürdiges Alter und die Heldentaten ihrer Gründer, ihres Volkes und ihrer Herrscherdynastien lieferte. Die mittelalterliche Epoche wurde somit zu einem äußerst wichtigen Element der Nationenbildung. Dies alles führte zur Konstruktion des Mittelalters als Schmelztiegel, in dem Nationen wie Großbritannien, Frankreich und Deutschland geschmiedet wurden. Historiker des Mittelalters lieferten detaillierte und ausgefeilte Meistererzählungen: Sie waren in gewisser Weise die wichtigsten ›Mythenmacher‹ der nationalen Projekte Europas.<sup>3</sup>

Es ist nicht leicht, dieses Erbe des 19. Jahrhunderts, diese nationale Perspektive und dieses nationale Projekt, wieder loszuwerden, zumal die Mittelaltergermanist\*innen sich und ihr Fach heutzutage in aller Regel nicht als politische Akteure verstehen. Zudem wurden diese Perspektive und dieses Projekt kulturell breit verankert und sind bis heute auf vielfältige Weise wirksam; die Folgen betreffen deshalb nicht nur die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Gerade in der jüngeren

---

3 »Medieval History's emergence as an academic discipline in the early nineteenth century was intrinsically linked to Europe's ›national projects‹. Seen from the perspective of those keen to defend the integrity of the emerging nation-state, an important task of History consisted in furnishing the basis for a nation's legitimacy by providing a narrative of its venerable age and the heroic deeds of its founders, its people, and its ruling dynasties. The medieval period thus became of the utmost importance as an element in nation building. It led to the construction of the Middle Ages as the crucible in which nations such as Britain, France, and Germany were forged. Historians of the Middle Ages furnished detailed and elaborate master narratives: they were, in a sense, the chief ›myth makers‹ of Europe's national projects.« (Chris Jones/Conor Kostick/Klaus Oschema: *Why Should we Care about the Middle Ages?*, S. 17f.)

englischsprachigen Diskussion geraten auch Menschen und Gruppierungen in den Blick, die politisch rechts stehen, zum Teil sehr weit rechts; Menschen und Gruppierungen, die die Perspektive der früheren Forschung aufgreifen und das Mittelalter als ein homogen weißes und homogen christliches Mittelalter konzipieren. Auf diese Weise wird dieses Mittelalter zu einem Sehnsuchtsraum, der für manche Neonazis und Rassist\*innen nicht nur Vergangenheit ist, sondern auch eine Hoffnung für die Zukunft.<sup>4</sup> Diese weißen Nationalisten »verweisen zum Beispiel auf die mittelalterlichen Kreuzzüge als großen Verteidigungskampf, bei dem sich ein vereintes, weißes Europa gegen einen feindlichen, nichtweißen, islamischen Eindringling verteidigte – und das, obwohl dieses Verständnis ein Mythos ist.«<sup>5</sup>

Ein ähnlich gelagertes Problem betrifft die englische Bezeichnung für den Teil der Mediävistik, der für England vor der normannischen Eroberung im Jahr 1066 zuständig ist. Dass es sinnvoll ist, hierfür ein eigenes Fachgebiet zu haben, hängt mit der britischen Geschichte zusammen. Die britischen Inseln waren schon seit der Antike ein Raum massiver Migration und Kolonisierung. Es kamen die Römer, es kamen Skandinavier, es kamen Germanen (darunter, neben anderen Gruppen, die sogenannten Angeln und Sachsen), und es kamen dann eben die »Nordmänner«, die in Nordfrankreich angesiedelt worden waren und die im Jahr 1066, als sie England angriffen, bereits Französisch sprachen. Deshalb macht es auch durchaus Sinn, ab 1066 eine neue Phase beginnen zu lassen.

---

4 Einige Beispiele einer jüngeren politischen Verwendung und Aneignung des Mittelalters bei Daniel Wollenberg: *Medieval Imagery in Today's Politics*. Man vergleiche auch Bruce Holsinger: *Neomedievalism, Neoconservatism, and the War on Terror*.

5 »These white nationalists have used the Middle Ages as the source of their own ›Lost Cause‹, referencing, for example, the medieval Crusades as a great defensive struggle in which a unified, white Europe defended itself from a hostile, non-white, Islamic invader – even though this understanding is a myth.« (Matthew Gabriele/Mary Rambaran-Olm: *The Middle Ages Have Been Misused by the Far Right*)

Die Mediävist\*innen, die für die Zeit vor 1066 zuständig sind, sind für das ›angelsächsische‹ England zuständig, so zumindest die traditionelle Bezeichnung. Daraus erwächst ein Problem, weil die Geschichte der USA durch eine Gruppe geprägt wurde und wird, deren Mitglieder häufig als WASP bezeichnet werden, als ›White Anglo-Saxon Protestant‹ (›weißer angelsächsischer Protestant‹). Für die Angelsachsen-Forscher\*innen wurde diese Gruppenbezeichnung in der letzten Zeit nun zum Problem. Nicht nur ist WASP in den USA zu einem Kampfbegriff der politischen Rechten geworden; es wurde auch mehr und mehr klar, dass schon die Bezeichnung dieses mediävistischen Bereichs als ›angelsächsisch‹ einer homogenisierenden Vorstellung Vorschub leistet, einer vereinheitlichenden Vorstellung eines germanischen, englischen und letztlich irgendwie weißen Mittelalters. Statt aber von einem homogenen angelsächsischen England auszugehen, sollte man, so die berechtigte Kritik, von einem heterogenen England ausgehen, das weit mehr war als ein Reich von eingewanderten Germanen.

## Neue Heterogenitäten

Derartige Diskussionen in der Mediävistik und mit Bezug auf die Mediävistik haben gezeigt, dass es innerhalb des Fachs Vorstellungen von Homogenität und Einheitlichkeit gibt, die im 19. und in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts ›normal‹ waren, also kaum oder gar nicht kritisiert wurden, die im 21. Jahrhundert aber berechtigte Kritik auf sich ziehen. Die Mediävistik als eine Erfindung der Romantik konzipierte ihr Mittelalter zu homogen; und das ist auch kein Wunder, denn diejenigen, die für diese Konzeption verantwortlich waren, waren aus heutiger Sicht eine ziemlich homogene Gruppe, schließlich sprechen wir für die meiste Zeit von weißen, christlichen (oder zumindest christlich geprägten) Männern aus dem globalen Westen. Kein Wunder, dass sich diese christlichen Männer ein europäisches Mittelalter imaginierten, das ihnen, ihrer Kultur und ihren Werten möglichst nahe stand.

In Zeiten schwächer werdender Nationalstaaten verliert das Projekt einer nationalen Kultur, das in der Romantik entwickelt wurde, mehr

und mehr an Einfluss. Die Bundesrepublik Deutschland lässt sich nicht (mehr) auf ein christliches, europäisches Mittelalter aufbauen, so wenig wie sich ein größer werdender Teil der Menschen in diesem Land auf irgendwelche tapferen Germanen zurückführen lässt. Mehr Diversität zu wagen heißt nicht, irgendeinem Zeitgeist zu folgen, sondern ergibt sich aus den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte; Entwicklungen, die gerade auch für die Mittelaltergermanistik viel Potenzial bereithalten.

Ein Beispiel für das christliche Erbe der Mediävistik bietet eine Bezeichnung, die in mittelhochdeutschen Texten für Menschen islamischen Glaubens gebraucht wird. In den Texten ist nämlich häufig von ›Sarazenen‹ die Rede – und dies ist ein abwertender, islamophober Begriff, denn er ist eine Zuschreibung von außen, eine Zuschreibung allerdings, die vorgibt, eine Selbstbezeichnung zu sein: Anstatt ihre Abstammung von Abrahams Sklavin Hagar einzugestehen, so behauptet der Begriff, täuschten die Muslime vor, Nachkommen seiner Ehefrau Sara zu sein – sie seien also nicht nur von niederer Abkunft, sie seien zu allem Überfluss noch Lügner. Trotzdem schafft es der Begriff bis heute in Übersetzungen und auch in Arbeiten der Forschung. Man müsse von ›Sarazenen‹ sprechen, heißt es dann mitunter zur Erklärung, weil die lateinischen Christen des 12., 13. und 14. Jahrhunderts keine klare Vorstellung des Islam hatten, sodass es falsch und verfälschend wäre, wenn man den Begriff mit ›Muslime‹ übersetzen würde. Und auch wenn es nicht ganz falsch ist, dass das Wissen über den Islam beschränkt war, sollte dies heutzutage kein Anlass sein, mittelalterliche Diskriminierungsbegriffe nonchalant weiterzutragen. Im christlichen Westen ist das Wissen über den Islam auch heute oft noch recht begrenzt; und wenn das Wissen über den Islam in den Mittelaltern begrenzt war, dann lässt sich diese Information ja noch nicht allein dadurch vermitteln, dass man einfach weiterhin von ›Sarazenen‹ spricht.<sup>6</sup>

Hilfreich wäre es in diesem Fall und in vergleichbaren Fällen, wenn es mehr Mediävist\*innen gäbe, die über eine bessere Kenntnis des Islam verfügen. Damit sind wir nun bei einem weiteren wichtigen

---

6 Dies stellt auf eindrückliche Weise die amerikanisch-iranische Mediävistin Shokoofeh Rajabzadeh heraus: *The Depoliticized Saracen and Muslim Erasure.*

Punkt angelangt, der in der jüngeren englischsprachigen Diskussion eine wichtige Rolle spielt und der auch in der deutschsprachigen Mediävistik eine wichtigere Rolle spielen sollte. Die Mittelalterforschung braucht mehr Diversität – schon aus inhaltlichen Gründen, um mehr unterschiedlichen Stimmen Gehör zu verschaffen. Wenn nämlich ein heterogeneres Bild des europäischen (vielleicht sogar eines globalen) Mittelalters notwendig ist, dann wäre es ungemein hilfreich und wichtig, wenn die Mediävist\*innen als Gruppe heterogener würden. »Warum ist das Fach so weiß?«, fragt etwa die kanadische Mediävistin und Literaturwissenschaftlerin Mary Rambaran-Olm, und sie erklärt:

Blickt man in die Geschichte, dann wird deutlich, dass die Forschung zum frühen England innerhalb eines bestimmten Ordnungsrahmens, dem Rahmen des englischen Empires nämlich, wahrgenommen, gelehrt und studiert wurde. Das führte meist zu einer unausgesprochenen Vorliebe für ›britische‹ Ursprünge. Dieses falsche Narrativ, das sich hartnäckig hält, hindert nichtweiße Studierende daran, sich mit den Texten zu befassen, und vertreibt, kurz gesagt, sowohl nichtweiße Studierende als auch nichtweiße Wissenschaftler\*innen – Menschen, die es, wie ich, leid sind, ständig aufgefordert zu werden, ihre Anwesenheit in einem Fach zu rechtfertigen, von dem man annimmt, dass es weißen Menschen gehört.<sup>7</sup>

Wenn man eine größere Diversität in der Mittelalterforschung erreichen möchte, ist das, was Rambaran-Olm beschreibt, eine Art Teufelskreis: Die Interessen und Perspektiven einer homogenen Gruppe der Vergangenheit prägen bis heute die Fragestellungen und schrecken damit

---

7 »Why is the field so white? Historically, Early English studies was perceived, taught and studied within an Empirical framework which most often created an implicit bias surrounding ›British‹ origins. The perpetuated false narrative continues to prevent students of color from connecting with the texts, and in short, drives away both students and scholars of color – people who, like me, grow tired of constantly being asked to justify their existence in a field assumed to belong to white people.« (Mary Rambaran-Olm: Anglo-Saxon Studies [Early English Studies], Academia and White Supremacy)

gerade diejenigen ab, deren Hilfe man dringend bräuchte, um neue Fragestellungen zu entwickeln. Man könnte sich nun fragen, wie man angesichts dieser Ausgangslage vorgehen könnte. Soll man darüber nachdenken, wie man Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Geschlechts und unterschiedlicher sexueller Orientierung für die akademische Mittelalterforschung begeistern kann? Das dürfte eine klassische – vielleicht sogar romantische – Reaktion auf diese Situation sein: Man versucht, andere zu begeistern (wobei die Gruppe der anderen klassischerweise eher homogen war). Allerdings ist es wohl eher nicht die Aufgabe der wenig diversen Autoren dieses Bandes, andere Menschen für die Mittelalterforschung zu begeistern. Stattdessen müsste die Aufgabe wohl lauten, Räume zu schaffen, in denen andere Menschen entweder ein bereits mitgebrachtes Interesse ausleben oder ein solches entwickeln können.

## Neue Kollektive und neue Publikationsformen

Vielleicht hilft es, sich zusammenzuschließen, sich zu verbünden, immerhin ist man gemeinsam stärker – und lauter – als allein. Auch in dieser Hinsicht lohnt ein Blick in den englischsprachigen Raum. Die 2004 gegründete BABEL Working Group<sup>8</sup> etwa ist ein wichtiger Zusammenschluss. Auf einer Webseite stellte sich die Arbeitsgruppe, die sich ein möglichst hohes Maß an Diversität und gemeinschaftliches Arbeiten über Fächergrenzen hinweg auf die Fahnen geschrieben hat, folgendermaßen vor:

[...] Die BABEL-Arbeitsgruppe ist ein Kollektiv von Wissenschaftler\*innen (hauptsächlich solchen im Bereich der Vormoderne, aber auch mit Personen, die sich in einer Vielzahl anderer Bereiche bewegen) in Nordamerika, Großbritannien, Australien und darüber hinaus, die daran arbeiten, neue ko-disziplinäre, nomadische und gesellige Bündnisse zwischen Geistes-, Natur-, Sozialwissenschaften und bildenden

---

8 <https://babelworkinggroup.wordpress.com>.

Künsten zu entwickeln, um neue Formen eines kritischen Humanismus zu formulieren und zu praktizieren. Außerdem arbeiten wir hoffnungsvoll an einer Wissenschaft von der Vormoderne, die stärker auf die Gegenwart ausgerichtet ist, außerdem an Kulturwissenschaften, die die Vergangenheit stärker berücksichtigen, sowie an einer Multiversität für Sonderlinge, Querköpfe und Außenseiter.<sup>9</sup>

Zwar ist die Gruppe zuletzt wohl weniger aktiv gewesen als noch vor einigen Jahren, aber aus ihrer Arbeit ist 2010 eine neue Zeitschrift hervorgegangen, die für Furore gesorgt hat, zumindest bei denjenigen, die sich für eine entschieden postmoderne und – so würden wir sagen – postromantische Mediävistik interessieren. *postmedieval. a journal of medieval cultural studies* heißt diese Zeitschrift und dort erscheinen Aufsätze und Themenhefte zu, beispielsweise, neuen Betrachtungsweisen von Tier-Mensch-Beziehungen (*The Animal Turn*, 2011), zu Behinderungen und dem sozialen Körper (*Disability and the Social Body*, 2012), zu Formen mittelalterlicher Mobilität (*Medieval Mobilities*, 2013), zu Rasse und Rassismus (*Making Race Matter in the Middle Ages*, 2015), zu feministischer Intersektionalität (*Feminist intersectionality: Centering the margins in 21st-century medieval studies*, 2019) und zu vielen weiteren spannenden, wichtigen und relevanten Themen. Es gibt im deutschsprachigen Raum keine vergleichbare Zeitschrift; keine Zeitschrift, die sich mit einem derartigen Engagement und einer derartigen Hingabe neuen, avancierten und explorativen Themen widmet. Während man

---

9 »[...] the BABEL Working Group is a collective of scholars (primarily premodernists, but also persons working in a wide variety of other areas) in North America, the U.K., Australia, and beyond who are working to develop new co-disciplinary, nomadic, and convivial confraternities between the humanities, sciences, social sciences, and the fine arts in order to formulate and practice new critical humanisms. It is also our hope to develop a more present-minded premodern studies, a more historically-minded cultural studies, and a new misfit multiversity.« (<https://web.archive.org/web/20140608144353/http://www.hastac.org/organizations/babel-working-group>; man vergleiche auch den Text ganz unten auf der BABEL-Seite: <https://babelworkinggroup.wordpress.com>)

bei *postmedieval* also an einer kulturwissenschaftlich-postmodernen und gegenwartsorientierten Zukunft der Mittelalterforschung arbeit, befüllt man im deutschsprachigen Raum weiterhin brav die Zeitschriften aus dem 19. Jahrhundert mit den Aufsätzen, die bei den Herausgeber\*innen der Zeitschriften gerade eingegangen sind, ganz egal, ob die Aufsätze etwas miteinander zu tun haben oder nicht. Themenhefte, sorgfältig kuratiert und aufeinander abgestimmt, sind im deutschsprachigen Raum immer noch zu selten; und darauf, eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen – und sei es auch nur die akademische Öffentlichkeit in anderen Fächern –, sind die deutschsprachigen wissenschaftlichen Zeitschriften sowieso nicht ausgelegt. Man bleibt doch lieber unter sich.

Für eine diverse Mediävistik – und also auch für eine diverse Mittelaltergermanistik – ist eine innovative, mutige und niedrighschwellige Publikationsumgebung grundlegend. Wenn die etablierten Türhüter, die ›gatekeeper‹, dafür sorgen können, dass neue Ideen und Ansätze nicht veröffentlicht werden (oder nur überarbeitet veröffentlicht werden), dann führt diese Publikationsumgebung zu Homogenität von Themen, Methoden, Theorien und Akteuren. Gerade angesichts der Digitalisierung im Bereich der Wissenschaftskommunikation ergeben sich hier Chancen und ergibt sich ein Transformationspotenzial, das in den sogenannten Geisteswissenschaften noch kaum genutzt wird, weil man weiterhin sehr an den gedruckten Publikationen und den etablierten (gedruckten) Zeitschriften hängt. Dieser Traditionalismus aber verhindert Diversität – oder verlangsamt zumindest notwendige Transformationsprozesse.

Wenn man in die USA blickt, kann man indes sehen, dass auch Einzelne schon viel bewegen können. Treibende Kraft hinter der Gründung von BABEL und hinter der Zeitschriftengründung war Eileen Joy,<sup>10</sup> ihres Zeichens Anglistin und Kulturwissenschaftlerin mit einem weiten Bereich an Interessen und allem Anschein nach mit einer mutigen, tatkräftigen Grundeinstellung. Zusätzlich zur *postmedieval*-Zeitschrift hat Joy im Jahr 2011 auch noch einen Verlag gegründet, punctum books, quasi als ergänzendes Parallelprojekt zur Zeitschrift.

---

10 Eileen Joy: On Natality and the As If: To My Friends With Love.

punctum books ist alles das, was im deutschsprachigen Raum fehlt: ein unabhängiger Verlag, dessen sämtliche Bücher nicht nur gedruckt über den Buchhandel, sondern immer auch frei online zugänglich sind (»Open Access«). Ein Verlag, der von Wissenschaftler\*innen geführt wird und wissenschaftlichen Standards folgt, zugleich aber eine breite Palette an Textformen und Schreibweisen nicht nur zulässt, sondern fördert. Ein Verlag, der sich entschieden für Diversität einsetzt, für Gerechtigkeit und auch dafür, möglichst viele Menschen einzubinden und mit einzubeziehen.<sup>11</sup>

Das Maß an Entschlossenheit und Klarheit, das aus dem Konzept und dem Programm des Verlags spricht, ist bemerkenswert. Im deutschsprachigen Raum ist in den letzten Jahren das Interesse an einer freien Zugänglichkeit von Forschung (»Open Access«) in den Geistes- und Kulturwissenschaften zwar gestiegen, aber bei vielen – möglicherweise bei der Mehrheit – gilt das gedruckte Buch und gilt überhaupt alles Gedruckte weiterhin als zentrales Merkmal von Wissenschaftlichkeit. Hinzu kommt, dass die großen, gewinnorientierten Verlage die grundlegende Idee des Open-Access-Modells pervertiert haben, indem sie daraus ein Geschäftsmodell gemacht haben. Auf den Seiten des punctum-Verlags wird das Problem anschaulich erklärt. Dort wird auf die *Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen* (2003) verwiesen, derzufolge »alle Nutzer\*innen ein freies, unwiderrufliches, weltweites Recht auf Zugang zum entsprechenden Werk haben und eine Erlaubnis, das Werk zu kopieren, zu nutzen, zu verteilen, zu übertragen und zu veröffentlichen«.<sup>12</sup> Das aber, so heißt es auf den Seiten des punctum-Verlags, reicht nicht aus:

---

11 »Our commitments to and care for diversity, equity, and inclusion are evidenced in our Directorship and staff, our catalog and also in our Editorial Advisory Board.« (<https://punctumbooks.com/about/vision-statement/>)

12 »The author(s) and right holder(s) of such contributions grant(s) to all users a free, irrevocable, worldwide, right of access to, and a license to copy, use, distribute, transmit and display the work publicly [...].« (<https://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung>)

punctum ist jedoch der festen Überzeugung, dass dies keine ausreichende Definition dessen ist, was Open Access idealerweise bedeuten sollte, und wir sind außerdem der Meinung, dass der Begriff ›Open Access‹ für eine kontinuierliche Debatte und eine fortlaufende Neudefinition offen bleiben sollte, vor allem, weil die Open-Access-Bewegung inzwischen von großen, gewinnorientierten Verlagen (z. B. Relx, Wiley-Blackwell, Taylor & Francis, SpringerNature usw.) übernommen und vermarktet wird, die den Begriff Open Access nicht nur ausgehöhlt und ethisch fragwürdig, sondern auch zu einer Täuschung gemacht haben, weil Autor\*innen und Forscher\*innen in vielen Fällen sehr hohe Gebühren für sogenannte Gold-OA-Publikationen zahlen müssen. Viele Autor\*innen können sich diese Gebühren gar nicht leisten und diejenigen, die mehr Geld auf ihrem Forschungskonto haben, müssen sich nicht allzu viele Gedanken darüber machen, ob sie in Open-Access-Publikationen veröffentlichen können. Das bedeutet, dass dem System der Open-Access-Veröffentlichungen Ungleichheit und Ungerechtigkeit inhärent sind.<sup>13</sup>

Und an diesem System beteiligen sich mittlerweile in der Bundesrepublik Deutschland auch die Universitäten und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), die wichtigste Einrichtung zur Forschungsförderung des Landes. Anstatt die Wissenschaftler\*innen zu radikal offenen Publikationen zu ermutigen, verteilt man Gelder zur Weitergabe an die Verlage. Open Access, in einem grundsätzlichen, emanzipatorischen

---

13 »But punctum feels strongly that this is not a robust enough definition of what OA should ideally mean, and we further believe that the term ›open access‹ should remain perpetually open for continual debate and ongoing re-definition, especially because the OA movement is now being thoroughly co-opted and marketized by behemoth for-profit publishers (e.g., Relx, Wiley-Blackwell, Taylor & Francis, SpringerNature etc.), and they have made the term Open Access not only hollow and ethically suspect, but also a deception, because authors and researchers, in many cases, have to pay very high fees for what they call ›Gold OA‹ publications. And many authors simply can't pay, and those with more money in their research accounts don't have to worry overmuch about their ability to publish in OA outlets. This means that inequity is built into the system of OA publishing.« (<https://punctumbooks.com/about/vision-statement/>)

Sinn verstanden, meint viel mehr und etwas anderes als die bloße freie Verfügbarkeit von Forschung im Internet.

Hybride Veröffentlichungen – also Veröffentlichungen, die frei zugänglich gemacht *und* gedruckt werden – sind zwar im deutschsprachigen Raum auf dem Vormarsch, aber das Zentrum, um das sich alles dreht, ist noch immer das bedruckte Papier. Hinzu kommt, dass die Qualität von Veröffentlichungen auch daran gemessen wird, ob sie in etablierten Verlagen (und etablierten wissenschaftlichen Reihen) erscheinen. Den etablierten Verlagen, die auch gar nicht von Wissenschaftler\*innen geführt werden, wächst hierdurch eine große Macht zu. Außerdem motiviert die gesamte Publikationsumgebung jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, möglichst wenig Risiko einzugehen. Am besten ist es für die Jüngeren, die eigenen Arbeiten drucken zu lassen, bei etablierten Verlagen, in etablierten Reihen; eigene Arbeiten mit etablierten Themen und etablierten Schreibweisen; eigene Arbeiten, denen Jahre am Schreibtisch vorangegangen sind, sodass die Ergebnisse gewichtig sind, gut abgehangen, mehrere hundert Seiten lang, vielleicht sogar zweibändig. Diversität, thematischer Mut und ein Interesse an einer möglichst breiten Leser\*innenschaft spielen in aller Regel keine Rolle. Eine umfassende wissenschaftliche Qualitätssicherung findet aufseiten der Verlage kaum noch statt. Wenn für ein Buch an einer Universität ein akademischer Titel verliehen wurde, dann gilt die Qualität als gesichert – zumal akademische Bücher von den Verlagen auch gar nicht an ein größeres Publikum verkauft werden sollen, sondern (zusätzlich zu Publikationsgebühren, für zum Teil sehr hohe Preise) an die Bibliotheken im In- und Ausland, die dafür Steuergelder aufwenden. Aus Steuergeldern wird also die wissenschaftliche Arbeit bezahlt, die zu den Büchern führt, dann die Open-Access-Publikation des Verlags und schließlich auch noch der Kauf des Buchs durch die Bibliotheken. Es handelt sich um ein geschlossenes System zum Wohl der Verlage, zulasten der Steuerzahler\*innen und zulasten der wissenschaftlichen Qualität.

Wenn man auf die Zeitschrift *postmedieval* und den Verlag punctum books blickt, merkt man schnell, dass im deutschsprachigen Raum einiges im Argen liegt. Für mehr Diversität und eine größere Vielfalt

an Stimmen brauchen wir jedoch nicht nur ein anderes Publikationssystem, das dann auch Vielfalt unterstützt und fördert; wir brauchen zugleich auch ein diverseres Kollegium an den Universitäten. Hierzu sind Vorgaben, Vorschriften und Gesetze hilfreich und notwendig – aber auch Allianzen und Gemeinschaften. Auch hier lohnt ein Blick in den englischsprachigen Raum, zum Beispiel auf die Gruppe der Queerdievalists oder auf die Medievalists of Color, eine Gruppe, die sich versteht als eine

wissenschaftliche Organisation, die sich aus einer vielfältigen Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammensetzt, die interdisziplinär in der Mediävistik arbeiten. Wir sind Studierende mit Universitätsabschluss, unabhängige Wissenschaftler\*innen und Dozent\*innen (mit und ohne Aussicht auf Festanstellung) auf allen hierarchischen Ebenen, von Lehrbeauftragten und Dozent\*innen bis hin zu ordentlichen Professor\*innen. Zu uns gehören Wissenschaftler\*innen aus Amerika, Afrika, Asien, Ozeanien und Europa. Als *People of Color* teilen wir eine kollektive soziopolitische Identität, die ihre Stärke aus den unterschiedlichen Hintergründen und Erfahrungen ihrer Mitglieder bezieht. Wir verkörpern die Kraft des Verschiedenseins.«<sup>14</sup>

## Mehr Vielfalt wagen

In Deutschland fehlen in den Kollegien der Universitäten insbesondere Menschen aus Familien mit Migrationsgeschichte, darunter viele Menschen aus Familien, die vor kürzerer oder längerer Zeit aus Ländern

---

14 »Medievalists of Color (MoC) is a professional organization of a diverse group of scholars working across the disciplines in Medieval Studies. We are graduate students, independent scholars, and tenure-track and non-tenure track faculty of all ranks from adjunct and lecturer to full professor. Among us are scholars based in the Americas, Africa, Asia, Oceania, and Europe. As people of color, we share a collective socio-political identity that draws its strength from the varied backgrounds and experiences of its members. We represent the power of difference.« (<https://medievalistsofcolor.com>)

ohne christliche Mehrheitsgesellschaft nach Deutschland gekommen sind. Gerade weil der Gegenstand der Germanistik und die Germanistik selbst einer christlichen Mehrheitsgesellschaft entstammen und durch diese geprägt sind, ist ein religiös vielfältigeres Kollegium wichtig, um diese christliche Perspektive beim Blick auf die Texte nicht automatisch zu reproduzieren. Dies gilt insbesondere für Erzählungen, die von Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Religionen berichten, letztlich aber auch für die höfischen Romane des Hochmittelalters, in denen Religiosität und Religion eine untergeordnete Rolle spielen. Und wichtig ist mehr Vielfalt bei den Dozent\*innen auch, weil die Dozent\*innen Vorbildwirkung für die Studierenden haben. Wenn etwa Menschen aus Familien mit türkischer Migrationsgeschichte im Seminarraum über die Konflikte zwischen Christentum und Islam in mittelalterlichen Erzählungen sprechen, dann wird Studierenden aus Familien mit Migrationsgeschichte unmittelbar klar, dass auch sie über diese Texte sprechen dürfen. Eine Folge derartiger Konstellationen dürfte dann etwa auch sein, dass man in der Mittelalterwissenschaft nicht mehr davon ausgehen kann, dass die Studierenden vertieftes Wissen über das Christentum mitbringen. Dies gilt zwar auch schon seit Langem für Studierende, die als weiß und deutsch gelesen werden – aber die Mittelalterwissenschaft ignoriert dieses Problem gerne, mit der Folge, dass sich Studierende, die kein vertieftes Wissen über das Christentum haben, fehl am Platz fühlen und mit den Themen und Texten Schwierigkeiten haben.

Auch für diese Studierenden, die sich fehl am Platz fühlen, müssen wir planen – und müssen auch *mit* ihnen planen. Benötigt wird ein Lehrangebot, das eine möglichst diverse Studierendenschaft anspricht. Nötig sind deshalb auch Kooperationen mit anderen Fächern, die Wissen und Kompetenzen vermitteln können, die in der Mittelaltergermanistik notwendig sind. Immerhin wird die Germanistische Mediävistik nicht von heute auf morgen ein hervorragendes Lehrangebot auf die Beine stellen können, um Grundlagen des Christentums zu vermitteln. Dafür könnte man Hilfe gebrauchen.

Notwendig sind auch stärkere Vernetzungsangebote für Studierende (und dann auch Promovierende), die zu einem höheren Maß an Diver-

sität beitragen können. Und wenn dann irgendwann einmal auf Ebene der Doktorand\*innen ein höheres Maß an Diversität erreicht wäre, dann wäre es wichtig, dass diese Doktorand\*innen eben nicht (nur) zu den etablierten Themen forschen, sondern ermutigt werden, neue Fragen zu stellen und neue Wege zu gehen. Wenn sie das dann tatsächlich tun, sollten sie dafür natürlich nicht bestraft werden, sondern irgendwann zum Kollegium gehören.

Dass ein diverseres Kollegium Auswirkungen hat, das konnte man in einem Artikel des Magazins der *New York Times* im Februar 2021 nachlesen.<sup>15</sup> Vorgestellt und porträtiert wird in diesem Artikel Dan-el Padilla Peralta, Professor für die klassische Antike an der Universität Princeton. Padilla wurde in der Dominikanischen Republik geboren, stammt aus sehr einfachen Verhältnissen, er ist schwarz – und er spricht seit Langem, so heißt es in dem Artikel,

offen über den Schaden, den die Wissenschaftler aus dem Bereich der Alten Geschichte und klassischen Philologie [*classics*] in den letzten zwei Jahrtausenden angerichtet haben: Unter Rückgriff auf die Antike wurden die Sklaverei gerechtfertigt, die Rassenlehre, der Kolonialismus, der Nationalsozialismus und andere Faschismen des 20. Jahrhunderts. Alte Geschichte und Klassische Philologie [*classics*] waren Disziplinen, um die herum die moderne westliche Universität entstand, und Padilla ist der Ansicht, dass sie den Rassismus in die gesamte Hochschulbildung hineingetragen hat.<sup>16</sup>

Das ist eine klare und provokative Position, gerade für ein universitäres Fach, das schon seit Längerem an den Universitäten einen schweren Stand hat und deshalb auf eine möglichst positive Außenwirkung

---

15 Rachel Poser: He Wants to Save Classics From Whiteness.

16 »For several years, he has been speaking openly about the harm caused by practitioners of classics in the two millennia since antiquity: the classical justifications of slavery, race science, colonialism, Nazism and other 20th-century fascisms. Classics was a discipline around which the modern Western university grew, and Padilla believes that it has sown racism through the entirety of higher education.«

erpicht ist. Auch deshalb treffen Padillas Positionen auf Widerstand und der Artikel diskutiert dementsprechend nicht nur Padillas Überlegungen, sondern gleich auch die Zukunft des Fachs. Schon im zweiten Teil des Titels des Artikels heißt es dementsprechend: »Wird das Fach überleben?«

Über die Zukunft der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Antike können wir keine Aussagen treffen. Möglicherweise schießt die Überschrift des Artikels auch ein wenig über das Ziel hinaus. Es geht vermutlich eher um eine Transformation des Fachs, um die Umstellung auf ein neues disziplinäres Denkmodell. Wichtig ist dabei, und darauf wollten wir hinaus, dass es einen riesigen Unterschied machen kann, wenn ein Fach von einem diverseren Kollegium vertreten wird. Eben das sieht man an Menschen wie Mary Rambaran-Olm und Dan-el Padilla Peralta.

